Israelitische Wochenschrift

Nummer 2. | Berlin, 13. Januar 1905. | 14. Jahrgang.

Jüdische Gemeinde

Gottesdienst.

Freitag, den 13. Januar, abends $4\frac{1}{2}$ Uhr.

Samstag, den 14. Januar, in der Alten, Kaiserstr.- und Rykestr.-Synagoge morgens 9 Uhr, in den anderen Synagogen morgens $9\frac{1}{2}$ Uhr.

Predigten: Alte Synagoge, vorm. $9\frac{1}{2}$ Uhr, Herr Rabbiner Dr. Blumenthal. Neue Synagoge, vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Rosenzweig. Synagoge Lindenstraße, vorm. 10 Uhr, Herr Dr. Kellermann. Synagoge Lützowstraße, vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Warschauer.

Jugendgottesdienst: Synagoge Lützowstraße, nachm. $3\frac{1}{2}$ Uhr, Herr Rabbiner Dr. Weiße.

Abendgottesdienst 5 Uhr 6 Min.

Gottesdienst an den Wochentagen: Alte, Kaiserstr.- und Rykestr.-Synagoge morgens 7 Uhr, in den anderen Synagogen morgens $7\frac{1}{2}$ Uhr. Abends in allen Synagogen 5 Uhr.

Landeshuter Leinen- und Gebild-Weberei

F. V. GRÜNFELD

Königlicher, Großherzoglicher und Fürstlicher Hoflieferant

BERLIN W., Leipziger Straße 25

Grösste Auswahl aller **Wäscheartikel** für den Hausbedarf

Anfertigung ganzer Ausstattungen

Preisliste mit Abbildungen sowie Kostenanschläge zu Diensten.

Verlag Siegfried Cronbach, Berlin.

Koch- und Wirtschaftsbuch für jüdische Hausfrauen.

Herausgegeben von **Flora Wolff**, geb. **Pfeffer.**

Anhang:
Belehrung über Wäsche, Damen-Toilette, Gesundheits-Lexikon.

Ausgabe A für junge Mädchen **3,50 Mk.**
Ausgabe B f. verheirat. Damen **3,50 Mk.**

Anerkannt billigste Bezugsquelle



Uhren u. Schmucksachen

Herren-Remontoir-Uhren	6.— Mk.
Herren-Remontoir-Uhren mit Goldrand	8,50 Mk.
Echt silb. Remontoir-Uhren m. Goldrand	10.50 Mk.
Echt goldene Damen-Uhren	18,50 Mk.
Echt goldene Ringe mit Stein	2,— Mk.
Schlagwerk Regulator, Nußbaum-Gehäuse	7,25 Mk.
Nickel-Wecker mit Leuchtblatt	2,65 Mk.

Reelle 3jährige schriftliche Garantie.

Kein Risiko. — Umtausch gestattet. — Illustrierter Pracht-Katalog über Uhren, Ketten, Schmucksachen gratis und franko.

W. Davidowitz,

Uhren-, Gold- und Silberwaren, Engros-Export.

Berlin 131. Brückenstr. 5a.

Viermal prämiiert mit der goldenen Medaille.
Gelegenheitskäufe in goldenen Uhren, Ketten und Juwelen.

Billigste Bezugsquelle für Osterwaren.

כשר Spezial-Geflügel-Handlung כשר

unter Aufsicht des Rabbinats der hies. jüd. Gemeinde

Hochprima **Oderbrücher Fettgänse.** Tägl. frische Ware.

Palästina- und Ungarweine, wie auch sämtliche **Kolonialwaren** empfiehlt zu den billigsten Preisen u. liefert frei ins Haus

H. Tugendhaft

Berlin C., Linien-Strasse 37, am Schönhauser Tor.

Osterwaren.

Dampf-Wäscherei „Monopol“

Berlin N., Lothringerstr. 16.

Altrenommierte Anstalt für den Privat-Hausbedarf.

Referenzen erster hiesiger Haushalte zu Diensten.

Fernsprecher: Amt III, 1865.

Präm.: Chicago 1893, Schlosser-Fachausst. Berlin 1889 u. 1896, Ehrend., gold., silb., bronz. Med.

Berliner Türschließer-Fabrik Schubert & Werth,

Berlin C., Prenzlauerstraße 41. (Größte Türschließer-Fabrik Europas.)

„REAL“ pneumatisch.



„ADLER“ Neu! „PRIMUS“ hydraulisch

Tür-Schloßsicherung D.R.W.Z.

beide automatisch mit langjährig bewährtem Sicherheitshebel, können selbst durch willkürliches Zuschlagen der Tür nicht ruiniert werden. 3 Jahre Garantie.

„Tyras“ Marke Reichshund. Sicherster Schutz gegen Einbruch und Diebstahl.

Hervorragendes Hochzeits-Geschenk

Aus dem Notizbuch des Onkel Jonas

Pracht-Ausgabe reich illustriert von L. Bechstein

Preis 12 Mark.

Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W.

H. Graff, Lombardhaus
Beuth-Strasse 5.

Brillanten, Uhren, Goldwaren

bedeutend unter Ladenpreis.

כשר

Rosenthal's Restaurant

Gontard-Strasse 3
vis-à-vis Bahnhof Alexanderplatz
früher Königstrasse 31.

Säle zu kleinen Festlichkeiten.

A. Breslauer

כשר Stadtküche. כשר

Anerkannt erstklassige Ausführung von

Hochzeiten * Diners * Soupers

sowie aller gesellschaftlichen Veranstaltungen.

Spezialität: Kalte Buffets.

Anschläge und Besprechungen gern und jederzeit.

A. Breslauer, Inh. Heinrich Breslauer

Abteilung: Stadtküche **nur** Potsdamer Straße 30.

Israelitische Wochenschrift

Zeitschrift für die Gesamtinteressen des Judentums.

Nebst dem Beiblatt: Jüdisches Litteraturblatt.

Erscheint an jedem Freitag
das jüdische Litteraturblatt monatlich zweimal.
Alle Postanstalten nehmen Abonnements entgegen.

Redaktion und Verlag:
Berlin C., Roß-Straße 3
Telephon: Amt I, 5729.

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Österreich-Ungarn 3.— Mk.
alle anderen Länder 3.50 Mk.

Anzeigen für die 1spaltige Petitzeile 30 Pf. Alle Annoncen-Expeditionen nehmen Anzeigen entgegen.

Nummer 2. Berlin, 13. Januar 1905. 14. Jahrgang.

☞ Die geehrten Abonnenten machen wir darauf aufmerksam, daß wir uns erlauben werden, den Abonnementsbetrag am 16. Januar per Nachnahme zu erheben. Bei vorheriger Einsendung werden 10 Pfg. gespart, da die Postanweisung nur 10 Pfg., die Nachnahme aber 20 Pfg. beträgt.

Die Expedition der „Israelitischen Wochenschrift“
Berlin C.19, Roß-Straße 3.

Alle, auch für die Redaktion bestimmte Mitteilungen erbitten wir an die Adresse
Israelitische Wochenschrift
Berlin C., Roß-Straße 3.

Die heutige Nummer enthält das Jüdische Litteraturblatt Nr. 1.

Inhalt.

Artikel: Das Schächtverbot in Potsdam. — Der Jude ein Pionier des Deutschtums. — Der Jude in der russischen Literatur. Von G. Savitsch. (Fortsetzung.) — **Sprechsaal:** Eingesandt. Von Louis Leopold. — Jahrzeit. Von S. Kuttner. — **Literarisches:** Martin Langen: Von Falkenberg-Cohn. — Arthur Schweriner: Der gute Ton im Hause Hillels. — **Politik:** Das Verbot des Schächtens auf dem städtischen Schlachthof in Potsdam. — Das Judengesetz von 1847. — Ultramontaner Antisemitismus. — Wieder ein Einwanderungsverbot. — **Wochenchronik:** Wochenkalender. — Berlin: Heimstätte für jüdische Lungenkranke. — Frankfurt a. M.: Gemeindetag. — Zwickau: Neue jüdische Gemeinde. — Wien: Der nächste Zionistenkongreß. — Theodor Herzls Nachlaß. — Jekaterinoslaw: Neue Judenhetze. — Standerton: Ein jüdischer Bürgermeister. — Personalnachrichten und kleine Mitteilungen. — Vakanzen. — **Feuilleton:** Basche-Lea. Skizze von D. Pinsky. — **Brief- und Fragekasten.** — **Inserate.**

Das Schächtverbot in Potsdam.

Der Magistrat von Potsdam hat nun endgiltig das Schächten in der königlichen Haupt- und Residenzstadt verboten. Als der Stadtverordnete Dr. Friedländer das Verfahren als eine Vergewaltigung der Juden bezeichnete, entstand ein heftiger Widerspruch, und die wohlweisen Väter der Stadt erwiderten entrüstet, daß das Schächtverbot nur wegen der Tierquälerei erlassen sei.

Wir werden uns selbstverständlich nicht erlauben, an der Echtheit der Potsdamer Magistratsentrüstung zu zweifeln. Wir glauben den Herren natürlich aufs Wort, daß sie die rituelle Schächtmethode nicht aus Haß gegen die Juden, sondern aus Liebe zu den Tieren bekämpfen; denn es wäre ja nicht nur eine einfache Lüge, sondern eine beschämende Feigheit, wenn ihre Behauptung nicht mit ihrer Ueberzeugung im Einklang stünde. Nach der Meinung des Potsdamer Magistrats kollidiert das Schächten mit den humanen Forderungen des Tierschutzes. Bei allem Respekt vor der überlegenen Weisheit der Potsdamer Ratsherren müssen wir aber doch ganz entschieden bestreiten, daß sie jetzt schon kompetent sind, über diese Frage eine Entscheidung zu treffen, bevor sich die sachverständigen Gelehrten darüber klar sind. Die Ansichten differieren noch sehr, und wer möchte es auf seinen Eid nehmen, daß der Akt der Betäubung weniger quälerisch sei, als das Schächten, wie es der jüdische Ritus gebietet? Und selbst, wenn dem so wäre, dann würde noch eine zweite Frage zu erledigen sein: Ist die Tierquälerei beim Schächten um soviel größer als bei der Betäubung, daß dadurch ein so tief ins Gefühlsleben der Juden einschneidendes Gesetz gerechtfertigt wird? Diese Frage wird wohl kein Sachverständiger bejahen können, und darum liegt in dem Schächtverbot tatsächlich ein arger Gewaltakt, durch den nicht etwa ein Jagdvergnügen gestört, sondern einem Teil der Bevölkerung der Fleischgenuß erschwert oder unmöglich gemacht wird. Das Verbot trifft auch nicht nur die 34 orthodoxen Familien in Potsdam, sondern alle religiösen Juden im deutschen Reich; denn das ihnen wie allen Staatsbürgern zustehende Recht der Freizügigkeit wird illusorisch für jeden, der in Potsdam seinen Wohnsitz aufschlagen möchte. Wer sein Gewissen dem Tierschutzverein nicht opfern und auf den Fleischgenuß nicht verzichten will, für den ist Potsdam gesperrt. In der Praxis werden sich ja die Dinge meistens anders gestalten, da man das Fleisch aus Berlin und anderen Nachbarstädten leicht beziehen kann; aber das ändert nichts an der Tatsache, daß das Prinzip durchbrochen ist.

Nun ist ja die Sorge um die zu tötenden Tiere ein edles Motiv, und man wird eine Kränkung und eine Belästigung leichter ertragen, wenn man die Ueberzeugung hat, daß sie nicht im Haß und in kleinlicher Schikane ihre Ursache haben, sondern in gewissen idealen Regungen der Seele. Das Mitleid mit dem hilflosen Tier ist eine der vornehmsten Forderungen der jüdischen Religion und ein jahrtausende altes Erb-

stück des jüdischen Volks. Wahrlich, wir wollen die Kränkungen verzeihen, wenn wir sehen, daß die Schächtstürmer aus derselben idealen Gesinnung heraus handeln, die sich in der Lehre Mosis dokumentiert. Aber diese Ueberzeugung fehlt uns. Solange noch die Treibjagd, die grausamste aller Tierquälereien, als ein hochedler Sport angesehen wird, solange man die Pferderennen protegiert und die Zirkusdressuren nicht verbietet, solange hat man kein Recht, von uns zu verlangen, daß wir an die Ehrlichkeit der Motive gegen das Schächten glauben. Nein — im Gegenteil — wir zweifeln keinen Moment daran, daß die Liebe zum Tier in der Brust dieser Tierschützer nicht annähernd so fest wurzelt, wie der Haß gegen die Juden. Das Tier schützt man nur solange, als man dadurch in seinen Vergnügungen nicht gestört wird, man schützt es aber ganz besonders, wenn man dadurch den Juden einen Streich spielen kann.

Der Jude ein Pionier des Deutschtums.

In Nr. 2 des „Zeitgeist" (lucus a non lucendo) gibt Herr Dr. Hanns Heinz Ewers eine ausführliche Darstellung der Pionierarbeit, die der Jude für das Deutschtum geleistet haben soll. Natürlich meint er die kulturelle Tätigkeit der großen jüdischen Masse, nicht etwa die eines einzelnen hervorragenden Menschen à la Heine; denn wäre Heine zufällig nicht in Düsseldorf, sondern in London geboren worden, „so hätte er gewiß wie Zangwill oder Rosenthal sich der englischen Sprache bedient". Kennt jemand diesen Rosenthal? Herr Dr. Ewers denkt offenbar an Rosenfeld, von dem er leider nicht weiß, daß er nicht in der englischen, sondern in der jüdisch-deutschen Sprache dichtet. Dieser Irrtum oder richtiger diese Unwissenheit ist umso merkwürdiger, als Ewers ja gerade die jüdisch-deutsche Sprache als die Vorbedingung und als das Hauptmerkmal der Pionierleistungen kennzeichnet. Rühmend hebt er hervor, daß in osteuropäischen Städten jüdische Theater existieren, in denen von jüdischen Schauspielern vor einem überwiegend jüdischen Publikum jüdische Stücke gespielt werden, aber die Sprache sei deutsch, „selbstverständlich stark mit korrumpierten hebräischen, chaldäischen und aramäischen Ausdrücken und Witzworten durchsetzt". Hier wird die Unwissenheit durch das Wort „selbstverständlich" verschleiert; er hätte mit demselben Recht „bekanntlich" sagen können.

Indessen, wir wollen uns mit dem Mangel an Kenntnissen des Herrn Ewers nicht befassen; denn man kann nicht von jedem Menschen verlangen, daß er über alle Dinge orientiert sei, über die er schreibt. Wir wollen uns vielmehr einmal ansehen, wie die Juden zu ihrer deutsch-hebräisch-chaldäisch-aramäischen Sprache gekommen und dadurch zu Pionieren des Deutschtums geworden sind.

Und das ging nach Ewers so vor sich:

Die hebräische Sprache war tot, sie führte seit Jahrhunderten nur ein Scheinleben. Die Juden hatten also keine Sprache. Da sie aber nicht nur mit den Händen, sondern auch mit dem Munde reden wollten, bedienten sie sich (d. h. die Juden in West- und Mitteleuropa) des Spanisch-Portugiesischen. Was die Juden Osteuropas damals sprachen, wird von Herrn Dr. Ewers als ein süßes Geheimnis bewahrt. Nun — mit dem Schwinden der spanischen Macht schwand auch bei den Juden das Interesse für diese Sprache, zumal da aus dem Osten immer mehr Juden nach Westen zogen und die Spaniolen sich nach Südosten wandten. Mit der deutschen Sprache sah es damals noch übel aus; denn die Gebildeten verpönten sie und unterhielten sich lieber französisch. In dieser Zeit machte das Deutsche in den baltischen Provinzen aber desto größere Eroberungen, weil ja immer die Sprache des kulturell höher stehenden Volks den Vorrang über die des kulturell tiefer stehenden behauptet. „Die deutschen Einwanderer nun waren die Lehrmeister des Ostens". Die Juden schlossen sich ihnen gern an; denn während die slavischen Barbaren — „wie heute in Kischinew" — die Juden am liebsten samt und sonders totgeschlagen hätten, waren die Deutschen natürlich tolerant und human. Aus Dankbarkeit lernten und benutzten die Juden ihre Sprache, und wo sie sich der deutschen Kultur anschlossen, ging's ihnen brillant. Für diejenigen, die das nicht glauben wollen, sagt Herr Dr. Ewers: „Zur Unterstützung dieser Hypothese mag die Tatsache angeführt werden, daß die Judenverfolgungen und Unterdrückungen der letzten fünfzig Jahre fast nur an Stellen ausbrachen, wohin kaum je ein deutscher Bauer oder Kaufmann seinen Fuß gesetzt, so in bestimmten Gegenden der Wallachei und unlängst im Kischinewer Bezirk, in Gegenden also, wo dem Juden nicht die Gelegenheit gegeben war, sich aus deutscher Kultur eine Schutzwaffe zu schmieden". Zur Unterstützung einer anderen Hypothese könnte man dagegen anführen, daß gerade die Deutschen im Auslande die Träger und Verbreiter des Antisemitismus sind. Diese Erfahrung, die jeder in England, Amerika und sonstwo machen kann, ist so alt, daß sie zum Gemeinplatz wird, wenn man sie ausspricht. Und um nur der Kulturmenschen aus den baltischen Provinzen zu gedenken, wer weiß nicht, welche Schutzwaffen für die Juden die Germanen Plehwe, Wahl, Raabe usw. geworden sind? Wer weiß nicht, daß die Affäre von Kischinew dem Konto germanisch-baltischer Volkserzieher gutzuschreiben ist? Einer weiß es nicht, nämlich Herr Dr. Ewers. Darum glaubt er, daß in der Gemeinsamkeit oder in der Aehnlichkeit der Mundart die Plattform geschaffen sei, „auf der der Deutschnationale und der Jüdischnationale gemeinsam arbeiten können. Denn ihre Interessen sind gemeinsame".

So sprunghaft und unlogisch auch immer die von falschen Prämissen ausgehende Beweisführung des Herrn Dr. Ewers ist, von seiner Unwissenheit wird sie dennoch übertroffen. Ihm und der Redaktion des „Zeitgeist" wollen wir nun kurz den geschichtlichen Werdegang skizzieren, wenn wir auch den Lesern jenes Blattes die beglückende Illusion rauben müssen, daß die osteuropäischen Juden eine große Liebe für die deutsche Sprache und Kultur besitzen. — Zunächst sind die Ereignisse jenseits der Pyrenäen auszuscheiden, die Herrn Dr. Ewers als spanische Berge erscheinen. Die Vorgänge, die dazu beitrugen, einen deutschen Dialekt in Osteuropa zu konservieren, spielten sich lediglich auf deutschem Boden ab; hier und nicht durch die baltischen Kulturträger lernten die Juden des Mittelalters die deutsche Sprache kennen, die sie wahrscheinlich damals schon durch hebräische Brocken ergänzten. In den deutschen Landen ging es ihnen aber nicht gut; denn die Bauern und Kaufleute, sogar die Fürsten selbst kannten noch nicht die Ewerssche Theorie von der aus deutscher Kultur geschmiedeten Schutzwaffe. Vielmehr stritten alle deutschen Stände und Klassen — geradeso wie heute — um den ersten Preis im Judenhaß. Man zwängte die Juden in Foltern, verbrannte sie unter frommen Gebeten auf lodernden Scheiterhaufen, man sperrte sie in enge Gassen und machte sie durch einen gelben Fleck den Straßenbuben kenntlich. Schließlich vertrieb man sie massenhaft aus dem Reiche. Und da flüchteten die Armen in das benachbarte Königreich Polen, das toleranter war und sie menschlich behandelte. Jene ersten Generationen haben zweifellos ebenso wie ihre spaniolischen Leidens- und Stammesgenossen die Liebe zur grausamen Heimat lange im Herzen bewahrt, die Sprache des deutschen Mittelalters aber erhielten sie für sich und ihre

Nachkommen nicht als Monumente ihrer Liebe und Anhänglichkeit, sondern ihrer konservativen Neigungen. Sie stehen heute abseits von der deutschen Kultur und haben sich teils dem Kulturmilieu ihrer Umgebung angepaßt, teils auf dem aus Deutschland mitgebrachten Kulturstück eine eigene, speziell jüdische Kultur errichtet, die mit der deutschen nur einen gewissen historischen Zusammenhang hat.

Darum ist auch der Ewerssche Aufruf zur Zusammenarbeit der Deutschnationalen und Jüdischnationalen hinfällig. Die Ziele beider liegen in verschiedenen Richtungen: die Kultur der Deutschen ist aufs engste verknüpft mit der deutschen Sprache. So ist die jüdische Kultur mit der Sprache der Juden verknüpft, heute noch mit der jüdisch-deutschen, in späterer Zeit vielleicht wieder mit der hebräischen Sprache.

Woher kommt es nun, daß in einem von Juden so viel gelesenen Blatte eine solche Entstellung allgemein bekannter Tatsachen vorgenommen werden konnte? Man ist allerdings längst daran gewöhnt, daß selbst hochgebildete Christen von den Juden, mit denen sie verkehren und in deren Salons sie ihren Geist glänzen lassen, nicht viel wissen, nicht viel mehr, als daß die Leute zwar Israeliten, aber ganz anständige Menschen sind. Die Psyche des Juden haben sie nur selten erfaßt, und wenn sie über uns ein Urteil fällen, so ist es entweder banal oder verkehrt; das nehmen wir nicht übel, wir lächeln nicht einmal darüber, weil wir daran gewöhnt sind. Aber wenn man auch verzeihen kann, daß jemand die Seele eines Menschen oder gar eines Volks falsch analysiert, so wird man doch nicht begreifen können, daß ein Mann wie Ewers von Erfahrungen spricht, die er in der Praxis gemacht habe, ohne daß er auch nur eine blasse Ahnung von den Tatsachen zu verraten vermag. Vollends unbegreiflich ist es, daß ein derartiger Artikel unter der Herrschaft Rudolf Mosses das Licht der Welt erblicken durfte; denn in der Jerusalemerstraße kennt man doch die Dinge einigermaßen. Aber in der Judenfrage beobachtet man dort jene „liberale" Taktik der Schönfärberei in dem widerwärtigsten Sinne. Man will zur Befestigung des eigenen Staatsbürgertums der Welt weismachen, daß alle Juden Europas im Herzen Deutsche seien, obwohl man selbst bei jeder möglichen Gelegenheit die Solidarität mit ihnen ableugnet. Dieses Verfahren ist um so häßlicher, als man ja jenen Juden das abstreitet, worauf man doch in Deutschland so überaus stolz ist, nämlich die innige Liebe zur Heimat und zur heimatlichen Kultur.

Darum weg mit der Lüge!

Wir wollen uns nicht auf Kosten unserer ausländischen Stammesgenossen beliebt machen, wir wollen auch keine ad hoc geschaffene und tendenziöse Judengeschichte, sondern wir wollen Wahrheit, selbst dann, wenn unsere Wohlfahrt auf dem Spiel stünde.

Der Jude in der russischen Literatur.

(Die Erzählungen von S. A. An-sky).

Von G. Savitsch.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

(Fortsetzung.)

Sehen wir uns nun einzelne dieser Geschichten einmal näher an. Besuchen wir z. B einmal das Haus eines gewissen Borech; er selbst ist abwesend und nur seine Mutter, seine Frau und seine Köchin befinden sich im Hause. Die letztere leitet alles despotisch, selbst das Familienleben, und ihre beiden Herrinnen bemühen sich vergeblich, das Joch der Magd abzuschütteln, die — wie sie halb und halb einsehen — der gute Genius des Hauses ist. Das Haupt der Familie, Borech, ist bei einem Reichen angestellt; er verbringt sein Leben fern von den Seinen und verdient mühsam sein bischen Brot. Hanja, die Köchin, macht alles; sie kümmert sich sogar um den Sohn Borechs, Leibka, einen kleinen Jungen von 10 Jahren, den seine Mutter und seine Großmutter mit der beständigen Aufforderung verfolgen, er solle tüchtig in der Schule arbeiten und zu Hause seinen Talmud lernen; nur bei der Köchin, die er in naiver Dankbarkeit „Tante" nennt, findet der Kleine Zuneigung und Zärtlichkeit.

„Hanja war bei den Borechs seit 10 Jahren. Sie war bei der Geburt des kleinen Jungen und hat ihn erzogen. Als er zu fünf Jahren krank wurde, kaufte ihn Hanja feierlich vor Zeugen seiner Mutter für fünf Kopeken ab. Damit wollte man den Todesengel täuschen, wenn er die Seele des Kindes holen wollte; da er Leibkas wegen gekommen, sollte er ein Kind Hanjas finden, und dieses würde er sicherlich in Ruhe lassen. Diese abergläubische List gelang. Der Todesengel kehrte mit leeren Händen heim, und Leibka genas. Seitdem nannte ihn Hanja „mein Sohn", wenn sie guter Laune war und rief, wenn sie zornig war: „Warte nur, ich werde deiner Mutter mein Fünfkopekenstück wieder fortnehmen, dann ist's aus, ich will nichts mehr von dir wissen".

Leibka hielt sich gern in der Küche auf. Dort putzte ihm Hanja zuweilen mit einem Zipfel ihrer rauhen Schürze die Nase, daß ihm blau vor Augen wurde, aber sie gab ihm auch manchmal mit Butter und Honig beschmierte Brodschnitte und küßte ihn auch. Und das nervöse und dankbare kleine Geschöpf umschlang leidenschaftlich mit seinen Armen die gute Frau, gab ihr einen Kuß auf die Wangen und sagte zu ihr: „Ach, liebe Tante, wie liebe ich dich!"

Dann erzählte er ihr Geschichten, die er in der Bibel gelesen, und Hanja war ganz begeistert. In ihren Augen war Leibka kein Kind mehr, er war ein Jude, ein Gelehrter. Ihr Leibka wußte schon jetzt so viel, wie würde es erst werden, wenn er groß war? In der Phantasie der einfachen Frau erschien das Bild eines großen, strengen und allmächtigen Rabbiners."

Ich kann dem Autor nicht Schritt für Schritt in der Schilderung dieses Familienlebens folgen, und namentlich kann ich hier nicht den Sabbat wiedergeben, wie ihn Borech im Kreise der seinen feiert. Man müßte alles zitieren, und das ist leider unmöglich.

Ich greife einige Szenen auf's Geratewohl heraus: „Freitag abend bei Tisch bemerkt Borech, daß Leibka im Stehen ißt; er konnte sich nicht setzen, weil ihn sein Schullehrer am Morgen heftig geprügelt hatte. Dieser hatte die Schüler überrascht, wie sie mit christlichen Kindern herumtanzten, und sie wegen dieser Sünde hart bestraft. „Glaubt mir", sagte er zu Borech am nächsten Morgen, als dieser ihn besuchte und ihm schüchtern Vorhaltungen machte, „es ist nötig, die Kinder zu prügeln, das macht sie nicht krank, und wenn ihnen selbst einige kleine Striemen auf der Haut bleiben, so ist das Unglück nicht schlimm".

In diesem Augenblick trat Hanja wütend ein.

„Kleine Striemen!" ruft sie; „alter Räuber, Gott gebe Euch für's ganze Leben solch kleine Striemen auf Eurer Haut, und Ihr wagt noch, den Leuten ins Gesicht zu sehen und mit ihnen zu sprechen? Henker, Mörder!"

Damit jagte sie den Schullehrer, eine respektable Persönlichkeit mit weißen Haaren und weißem Bart davon und erklärte dann, Leibka würde von nun an in eine andre Schule gehen. Das empörte Borech schließlich, und er beschloß, die

Köchin fortzuschicken. Hanja hatte das Kind mit sich in die Küche genommen, um es vor jeder unangenehmen Maßregel von seiten der erzürnten Eltern zu schützen.

Eine Magd, die zehn Jahre im Hause zugebracht hat und gleichzeitig ein Mitglied der Familie geworden ist, vor die Tür zu setzen, war nicht so einfach und nicht so leicht. Trotzdem beschloß Borech, Hanja zu verabschieden, die ihm vor dem Schulmeister einen so heftigen Schimpf angetan. Doch bevor er noch diesen Plan ausführen konnte, hatte sich ein Ereignis vollzogen, das alle seine Entschlüsse umstürzte. Borech hatte nämlich den Besuch eines Reb Akive erhalten, eines Wucherers, dem er Geld schuldig war, und den er für den Augenblick nicht bezahlen konnte. Das Erscheinen dieses Mannes versetzte Hanjas armen Herrn in die höchste Angst.

Diesen Reb Akive schildert An-ſky in folgender Weise:

„Eigentlich konnte man ihn keinen Wucherer nennen, denn das Gesetz Moses verbietet streng, Geld auf Zinsen zu leihen, und kein frommer Jude wird dieses Gesetz übertreten. Reb Akive war also kein eigentlicher Wucherer; er war ganz einfach der Kompagnon von einigen hundert armen Juden oder Jüdinnen, denen er für ihre geschäftlichen Unternehmungen Geld lieh. Er gab das Geld, die andern gaben ihre Arbeit. Um sich nun vor jedem möglichen Verlust zu schützen, ließ sich Reb Akive von seinen Kompagnons Wechsel geben, die auf den drei- bis vierfachen Betrag des Geldes lauteten. Schließlich ließ er sich einen Vertrag ausstellen, in welchem ihm der Erfolg des Unternehmens, sowie regelmäßige wöchentliche Zahlungen eines Teils des vorgestreckten Geldes und außerdem von jedem geliehenen Rubel 30 bis 35 Kopeken garantiert waren. Glückte das Unternehmen nicht, so verlor Reb Akive dabei nichts und hatte außerdem noch das Recht, auf gerichtlichem Wege sein Geld und seinen Profit einzuklagen.

Reb Akive, der kein Geld auf Zinsen ausleiht, sondern nur stiller Teilnehmer ist, erhebt also keine Zinsen, sondern einzig und allein nur seinen „Verdienst“, so daß er das Gesetz Moses genau innehält.

Reb Akive war einer der bekanntesten Männer der Stadt. Man nannte ihn den „Schwarzen“, um ihn von seinem Kollegen, der den Beinamen der „Rote“ führte, zu unterscheiden. Der Rote und der Schwarze hatten die Hälfte der Stadt in ihren Krallen. Alles, was arm und notleidend war und gleichzeitig eine Baracke, einen Laden oder ein Stückchen Terrain besaß, borgte sich von ihnen Geld.

Der Schwarze, der seine Laufbahn mit 200 Rubeln angefangen, besaß jetzt ein Vermögen von ungefähr einer halben Million und hatte das Schicksal von „tausend Genossen“ in Händen. Er hatte die Stadt in sechs Bezirke geteilt und besuchte jeden Tag in der Woche einen. Er ging langsam mit gesenktem Haupt, ein Register unter dem Arm und einen Leinwandbeutel in der Hand, durch die Straßen. Er trat in die Häuser, und wenn er sie kurz darauf verließ, so hatte sich der Beutel ein wenig gefüllt. Seine Genossen kannten den Tag und die Stunde seines Besuches vorher, sie erwarteten ihn, empfingen ihn an der Tür und übergaben ihm mit einer gewissen Aufregung den Teil des Kapitals, sowie den „Verdienst“. Der Schwarze zählte das Geld, ohne etwas zu sagen, steckte es in einen Beutel, schrieb die Zahl in sein Register und in das Buch seines Kunden und ging zu einem andern.

Einzelne seiner Genossen sahen ihn indessen mit großer Furcht kommen, sie sagten ihm mit bewegter Stimme, sie hätten das Geld nicht bereit, entschuldigten sich, suchten sich zu rechtfertigen und schworen, sie würden in Zukunft pünktlicher sein. Der Schwarze hörte diese Versprechungen ruhig an, wenn sie nicht allzulange dauerten, und unterbrach sie nicht weniger ruhig, wenn sie sich allzusehr hinzogen. Dann steckte er den Nutzen ein, notierte ihn in seinem Register und sagte:

„Ich werde in der nächsten Woche wiederkommen, haltet das Geld bereit.“

Damit ging er — immer seelenruhig — von dannen.

Seine Stimme drang wie die kalte Schneide eines Messers dem Genossen in die Eingeweide, der sich Entbehrungen auferlegte, um das Geld beim nächsten Besuch des Schwarzen bereit zu haben. Die Genossen des letzteren wußten, daß er sie nach einigen ruhigen Mahnungen in derselben ruhigen Weise vernichten würde. Sie wußten, der Schwarze war unerbittlich.

Reb Akive hatte Borech gesagt, er solle ihm am nächsten Tage das Geld bringen, sonst würde er klagbar werden. Der unglückliche Borech und seine Frau waren zerschmettert.

Was tun? Es gab nur ein einziges Mittel, diese Katastrophe zu vermeiden, und dieses Mittel bestand in folgendem: Der Schwarze hatte seine Achillesferse, doch man mußte sie zu treffen wissen. Man mußte so lange bitten, bis der Schwarze seine Ruhe verlor, bis er wütend wurde und zu fluchen anfing. Dann wurde er den Bitten zugänglich, dann konnte man etwas von ihm erlangen. Doch es war sehr schwer, ihn in Zorn zu bringen. Man mußte am frühen Morgen anfangen und ihn keinen Augenblick verlassen, ihm überall wie ein Schatten folgen und ihm keinen Augenblick Ruhe gönnen. Man mußte sich an seine Schritte klammern, ihn auf die Straße und in die Synagoge begleiten, ihn vor den Türen seiner Genossen erwarten, fortwährend mit ihm sprechen, schreien, flehen, schwören, ihm Versprechungen und Versicherungen geben, bis er es nicht mehr aushielt.

Borech wußte, daß eine solche Aufgabe über seine Kräfte ging; wer sollte das nun übernehmen?

Er blieb noch einige Augenblicke in seine traurigen Gedanken vertieft, dann wandte er sich an seine Frau:

„Rufe Hanja“, sagte er mit schwacher Stimme, „sie wird vielleicht etwas finden. Vielleicht sucht sie den Schwarzen morgen auf.“

Alle Hoffnung der Familie wandte sich nun Hanja, der despotischen, reizbaren Hanja zu; sie wird die Sache schon in Ordnung bringen.

Ich will mich jetzt über die künstlerischen Eigenschaften der analysierten Erzählung nicht weiter verbreiten. Die Gestalt des Schwarzen ist so klar gezeichnet, ebenso die Leibkas, Hanjas und sogar der Katze Eysse, daß der Leser sofort begreift, daß er einen ganz hervorragenden Künstler vor sich hat. Doch auf die Lebenswahrheit der An-ſkyschen Gestalten möchte ich noch ein wenig eingehen.

IV.

Wir sehen in den „Lämmern“ Juden, die gemeinsam mit einigen orthodoxen Genossen ein ganzes Dorf mitleidslos ruinieren. Wir sehen andere, die ihren eigenen Glaubensgenossen systematisch das Blut aussaugen. Diese Juden betrachten die Gojim als niedrigstehende Wesen und wünschen nicht, daß ihre Kinder sich unter die Kinder der Christen mischen. Der Autor mildert in keiner Weise die strengen Linien seiner Zeichnung, wenn er die antipathischen Züge im Leben oder im Charakter der Juden besonders hervortreten lassen will. Bei einem Christen würde eine so aufrichtige Schilderung tendenziös erscheinen, und man begreift die Skrupel des Verlegers der Zeitschrift, der An-ſkys Erzählungen nicht einem großen Leserkreis zugänglich machen wollte. An-ſky selbst

No. 1. — 1905. Jüdisches Jahrg. XXIX.

Litteratur-Blatt.

Zur Beleuchtung aller Judentum und Juden betreffenden litterarischen Erscheinungen auf dem Gebiete der Philosophie, Geschichte, Ethnographie, Theologie, Orientalia, Exegese, Homiletik, Liturgik und Pädagogik.

Begründet von Rabbiner Dr. **M. Rahmer.**

Verantwortlicher Redakteur:
Rabb. Dr. **L. A. Rosenthal** in Preußisch Stargard.

Verlag und Expedition:
Arthur Scholem, Berlin C., Roß-Straße 3.

Bücher der einschlägigen Litteratur, deren Besprechung in diesem Blatte gewünscht wird, sowie Briefe und Manuskripte sind an die Redaktion, Inserate u. Beilagen an die Expedition franco einzusenden.

Rahmer's „Jüdisches Litteratur-Blatt" erscheint **monatlich** zwei Mal und kostet bei allen Buchhandlungen (oder bei direktem Bezuge durch Arthur Scholem, Berlin, Roßstr. 3) vierteljährlich **eine** Mark — Die Abonnenten der in demselben Verlage erscheinenden **„Israelitischen Wochenschrift"**, welche bei allen Postanstalten und Buchhandlungen vierteljährlich **3.— M.** kostet, erhalten das „Jüdische Litteratur-Blatt" als **Gratis**-Beilage. — **Inserate** werden mit **20 Pfg.** die viergespaltene Zeile berechnet und sind an die Expedition in Berlin zu senden.

Habakuk—Nahum—Joel.

Ein Vergleich.

Von Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal in Preußisch Stargard.

(Fortsetzung.)

In welchen Büchern der zwölf kleinen Propheten finden wir nun die meisten Anklänge an diese drei von uns betrachteten Stücke.

Joel 4_{16} lautet: (cf. Joel 2_{11})

Der Herr brüllt von Zion
Und von Jerusalem läßt seine Stimm' er erschallen;

die gleichen Worte stehen Amos 1_{2} (cf. 38)

Joel 4_{18}:

Und am selben Tage wird es sein,
Da triefen die Berge von Most,
Uebergehen die Hügel von Milch,

Amos 9_{13}

Und es triefen die Berge von Most,
Und alle Hügel zerfließen.

siehe auch Joel 4_{20}, Amos 9_{15}.

Der Tag des Herrn erscheint Joel, 1_{15}, $2_{1,\ 11}$, 3_{4} (gleichlautend Maleachi 3_{23}); Amos $5_{18,\ 20}$ (cf. Zephanja $1_{7,\ 14-16}$ ($_{15}$ dies irae dies illa) 2_{2} (vgl. Obadja 15, besonders Maleachi 3_{3}).

Solche Anklänge mögen es bewirkt haben, daß Joel im massoretischen Text neben Amos steht (im Gegensatz zum Griechen).

Aus den älteren Propheten ist Micha nur zu berücksichtigen. Wie in Nahum 1 schreitet der Gott von seiner Stätte (Micha 1_{3}), tritt auf die Höhen der Erde, Berge und Täler zerfließen; wie in Nahum 1_{14} werden hier 1_{7} alle Götzenbilder beseitigt. Merkwürdig, daß wie oben, so auch hier grade Zephanja weiterhin zum Vergleich herangezogen werden kann. Wie eine Ergänzung zu Micha 1_{10-15} heißt es bei Zephanja 2_{4} in Stabreimen:

Asa wird verlassen sein,
Askalon verödet,
Asdod verjagt beim Mittagsstrahl,
Ekron wird geschleift.

Das kleine Buch Obadja bietet eine ganze Fülle von Vergleichspunkten.

Edom thront in der Felskluft und ruft: Wer kann mich niederwerfen? Sein Nest könnte selbst hoch wie Adlernester, ja selbst zwischen den Sternen sein, auch von da wirft Gott es nieder. So baut (Habakuk 2_{9}) der Chaldäer in den Höhen sein Nest, um sich dadurch vor Angriffen zu schützen.

Habakuk 2_{17} כי חמס לבנון יכסך

Obadja 1_{10} מחמס אחיך יעקב תכסך בושה

Obadja 1_{11} ועל ירושלים ידו גורל

(s. Joel 4_{3} und oben schon gegebene Vergleichsstellen.)

Besonders ins Auge fällt Obadja 17

ובהר ציון תהיה פליטה

wörtlich in Joel 3_{3}

בהר ציון ובירושלים תהיה פליטה

Obadja 15, 16 mahnt etwas an Joel 4_{3} etc.

Zu Obadjas Weissagungen gegen Edom gehört Maleachi 1_{2-5} in ganz ähnlichem Gedankengange. Einige Beziehungen des Maleachi zu den drei Prophetenbüchern haben wir schon angeführt. Die Klage gegen die Entweihung der Opfer durch die Priester mit der Ankündigung, wenn sie recht dargebracht werden, keinen Mangel (z. B. an Erdfrucht und Wein zum Speiseopfer) mehr eintreten zu lassen, mahnt an Joel 1, wo grade die Priester zu weinen haben, daß Gott das Speise- und Trankopfer (zur Strafe für ähnliche Versündigungen, wie wir aus dem Vergleiche annehmen können,) schänden ließ.

Das erzählende Prophetenbuch Jona bietet ebenfalls einiges Beachtenswertes.

Schon der Schiffsherr hat Jona gegenüber die Hoffnung אולי יתעשת (1_{6}), wie König und Volk von Ninive (3_{9}) מי יודע ישוב ונחם etc., genau wie in Joel 2_{14}. Jona 4_{2} entspricht Nahum 1_{3}.

Aber keines dieser Prophetenbücher hat soviel Beziehungen zu Joel-Nahum-Habakuk, wie gerade Zephanja.

Gehen wir zur Betrachtung dieser Züge über.

Zephanja hört 2_{10} ein

„Geschrei vom Fischtore".

In Nahum (2_{7} cf. Secharja 14_{10}) werden

„Die Tore des Wassers geöffnet".

Zephanja 2_{10}

„Dies folge ihnen für ihren Stolz,
Daß sie gelästert,
Und sich erhoben
Ueber mein Volk!"

erinnert an die Vorwürfe gegen die Völker Joel 4. Ninive, an welches die Drohungen der Vernichtung gerichtet werden, ganz ähnlich wie in Nahum, wird 12_{13} erwähnt. Statt des Aufenthalts der Löwen (Nahum 2_{12}, $_{13}$ etc.) wird die Stadt, Zephanja 2_{14}, zur Weide für Herden; wie dort, wie in Habakuk man über die Gestürzten die Hände ringt und darüber staunt, daß sie gesunken, so tritt das gleiche Staunen Zephanja 2_{15} hervor.

Anfang Zephanja 3	הוי מוראה ונגאלה העיר היונה
Anfang Nahum 3	הוי עיר דמים כולה כו׳ (s. Hab. 2_{12})
Zephanja 3_{3}	שריה בקרבה אריותכו׳
Nahum 2_{12-14}	איה מעון אריות
Zephanja 3_{3}	זאבי ערב
Hab. 1_{8}	זאבי ערב
Zephanja 3_{5}	ה׳ צדיק בקרבה כו׳
Hab. 1_{13}	טהור עינים מראות ברע
Zephanja 3_{8}	חכו לי
Hab. 2_{3}	חכה לו
Zephanja 3_{8}	לאסוף גוים לקבצי ממלכות
Hab. 2_{5}	ויאסוף אליו כל הגוים
	ויקבץ אליו כל העמים
Zephanja 3_{9}	כי אז אהפוך אל העמים כו׳
Hab. 2_{14}	כי תמלא כו׳
Zephanja 3_{14-15}	רני בת ציון כו׳
	הסיר ה׳ כו׳
Nahum 2_{1-2}	הנה על ההרים כו׳
	כי לא יוסיף כי׳

So ist Zephanja, der auf Nahum-Habakuk folgt, am stärksten mit Erinnerungen gerade an diese beiden Propheten verquickt. Nun wird doch Zephanja auf die Zeiten Jeremias zurückgeführt, und man hat von ihm nicht viel beanstandet — man hat in ihm den ernsten Mahner in jenen stürmischen Zeiten gesehen. Wenn er nun an jene beiden Propheten so sehr anklingt — welche Mittel haben wir, da das Ursprüngliche zu erkennen?

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des „Schmone eszreh"-Gebetes.

Von Dr. J. Goldschmidt-Offenbach a. M.

Die dritte Eulogie אתה קדוש hat bekanntlich bei uns eine andere Prägung am Neujahr und Versöhnungstag, als in den Gebeten des übrigen Jahres. Während es in diesem lautet: „Du bist heilig und Dein Name ist heilig, und Heilige rühmen Dich jeden Tag, Selah," ist an Neujahr und Versöhnungstag der Wortlaut: „Heilig bist Du, „Erhabener" ist Dein Name und nicht ist ein Gott außer Dir" etc.

Das ist nicht immer so gewesen. Aus Sifre Deb. 343 (angeführt in Luzzatto, „Einleitung zum Machsor nach ital. Ritus" S. 3 und Ellbogen „Geschichte des Achtzehngebets" S. 23) wird nur die letztere angeführt: קדוש אתה ונורא שמך. — Kann man daraus schließen, daß dies früher die einzige Form gewesen? Nein! Es wäre möglich, daß diese Lesart darum angeführt wird, weil nur sie zu der Interpretation, die dort in Frage steht, paßt.

Sifre nämlich erblickt in den 3 ersten Eulogien eine Paraphrase von האל הגבור והנורא in der ersten Eulogie; dem הגבור entspricht die zweite Eulogie אתה גבור, dem הנורא die dritte in der Fassung קדוש אתה ונורא שמך. Es wäre nun denkbar, daß die in das Schema passende Lesart Verwendung findet, wenn auch noch eine andere Fassung vorhanden gewesen wäre.

Man muß diese Möglichkeit umsomehr im Auge haben, als ja entgegen der Interpretation die erste Eulogie, wie es scheint, keine Paraphrase von הגדול darstellt. Ich vermute nun, daß Sifre wohl eine solche darin erblickt, und zwar nicht nur in den Worten אל עליון, sondern ruhig in גומל חסדים טובים und dem folgenden, welches die Güte und Gnade Gottes ausdrückt, indem dabei an das bekannte בכל דקום שאתה מוצא גדולתו של הק"ב"ה שם אתה מוצא ענותנותו gedacht wird.

Wo aber so viel homiletische Lizenz zutage tritt, da wird man aus der Anführung einer L. A. nicht annehmen dürfen, daß eine andere nicht existiert.

Ich habe aber eine ganz andere beweiskräftige Quelle dafür, daß die von Sifre angeführte Fassung ursprünglich fürs ganze Jahr Geltung hatte. — Das מגן אבות an Freitag Abend ist bekanntlich eine kurze Skizze der Sabbath-Schmoneh-eszreh: מעין שבע. — In diesem lautet die Abbreviatur für die dritte Eulogie האל הקדוש שאין כמוהו, Heiliger Gott, dessen Gleichen nicht ist."

Dieser Abkürzung kann mir die Fassung: „Heilig bist Du, Erhabener ist Dein Name und nicht ist ein Gott außer Dir," אין אלוה מבלעדיך zu grunde liegen. Die andere Fassung enthält nichts Negatives, hätte also zu dieser Abbreviatur eine Veranlassung geben können.

Freilich muß man aber die Frage in Erwägung ziehen, was älter ist; die kürzere Fassung מגן אבות oder die weitere unseres üblischen Schemone eszreh-Gebetes?

Ich bin prinzipiell immer geneigt, die kürzere Fassung für die ältere, und die erweiterte für die jüngere zu halten.

In bezug auf הבינגו spricht sehr viel dafür, daß dies die ursprüngliche Form ist, und unsere 18 Eulogieen die spätere Erweiterung sind.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Hawinenu lodaath derochecho als Abkürzung aus unserem Atto

chaunen, umaul esz lewowenu lejireoszecho aus unseren Haschiwenu, werachakenu mimacheauwenu aus unserem Rephoenu, wedaschnenu bineaus arzecho aus unserem Borech olenu, wehatoim al datecho jischophetu aus unserem Hoschiwo entstanden ist. Eine Abkürzung bringt keine neuen Gesichtspunkte, und solche sind auch im weiteren Teile des Hawinenu die Ausdrücke: uwethikkun hecholecho, uwaarichasz ner lewen Ischai und terem nikro atto thaane. Anders ist es, wenn diese kürzere Fassung die ältere ist, und in unserer Fassung die jüngere Erweiterung, die Paraphrase, vorliegt. Hier sind Abweichungen in Wort und Inhalt naturgemäß.

Mit der Annahme, daß הבינני die ältere Form ist, würden noch einige Schwierigkeiten beseitigt. Vor allem begriffe sich besser die Erlaubnis, unter Umständen die kürzere Fassung zu beten, wenn diese die von alters her übliche, weil die einzige war. — Es bestände dann ferner zwischen der Tephilla der Werktage und der des Sabbat und der Festtage die Gleichmäßigkeit, daß sie alle aus sieben Segenssprüchen bestanden, von welchen nur die mittleren, die vierte, der Bedeutung des Tages entsprechend, verschieden war.

Die Verschiedenheit in der Anzahl der Eulogien wäre dann späteren Alters.

Wir könnten endlich bei dem allen Erklärungen bisher Trotz bietenden מעין י"ח daran denken, ob es nicht מעין י"ח „Quelle des 18-Gebetes bedeute. Wenn nun auch das מגן אבות von Freitag abend die ältere Form wäre, dann hätten wir darin die ältere Fassung auch für die 3 ersten und die 3 letzten Eulogien. Wir hätten dann die zu Pijutim führende Tendenz der stetigen Erweiterung und Bereicherung der Gebete von den ersten Ansätzen an in Wirksamkeit. Das kürzeste und — fügen wir hinzu — am wenigsten stylisierte Gebet wäre dann als das älteste zu betrachten, während Erweiterung und Stylisierung Merkmale jüngeren Alters wären.

Damit wären die allgemeinen Prinzipien der modernen historischen Forschung, die immer einen Werdegang vom Einfachen zum Komplizierten vorausgesetzt, auch auf das Gebiet des Gebetbuches der Synagoge übertragen.

Wie fruchtbar diese Prinzipien auf diesem Gebiete sich erweisen, das kann hier in einem kurzen Artikel nicht ausgeführt werden, vielmehr gedenke ich es in einer Einleitung zu den Festgebeten der Synagoge, deren poetische Uebertragung sich meiner poetischen Bearbeitung des Gebetbuches anschließen soll, eingehend darzulegen. Sicher ist, daß hier noch viel Arbeit zu tun, daß in der Geschichte der Liturgie der Synagoge das letzte Wort noch lange nicht gesprochen ist.

Verhängnisvolle Initialen in Mischna und Talmud.

Von Dr. J. Goldschmidt, Offenbach a. M.

Eine der unbegreiflichsten Mischnas ist wohl die Kidduschin I, 10: „Wer „eine Mizwa“ erfüllt, dem wird gutgetan, er wird lange leben und das Land besitzen. Wer aber nicht „eine Mizwa“ מצוה אחת erfüllt, dem wird nicht gut getan, sein Leben wird nicht verlängert und er wird das Land nicht besitzen.“

Die im Talmud und von den Interpretatoren rezipierte Erklärung ist sehr gekünstelt. Demnach wäre der Sinn so: Wer eine Mizwa tut, wodurch seine guten Taten das Uebergewicht über seine Sünden erlangen, dem wird gut getan etc. Wer aber nicht eine Mizwa tut, sodaß die Sünden das Uebergewicht haben etc.

So ungern man Erklärungen des Talmud widerspricht, hier kann man nicht anders. Der Fall, daß das Verhältnis der guten Taten zu den Sünden so liegt, daß eine einzige Mizwa das Gleich- oder Uebergewicht herstellen kann, ist doch gewiß ein so seltener, daß nicht nur die Ausführlichkeit der Mischna zu seltsam erscheinen muß, sondern auch schon, daß die Mischna sich überhaupt damit beschäftigt.

Auch die Form, wie die Mischna dies ausdrückt, konnte garnicht unpassender gewählt werden. Den vom Talmud angenommenen Sinn würde die Mischna sicherlich so ausgedrückt haben: כל שזכיותיו מרובין מעינותיו כו׳ וכל שעונותיו מרובין מזכיותיו וכו׳.

Eine andere Schwierigkeit teilt die Mischna in diesem Sinn mit den vorhergehenden 3 Mischnas. Diese 4 letzten Mischnas des ersten Abschnitts von Kidduschin machen durch ihre Form — sie fangen alle mit כל an — eine Einheit aus. Aber keine einzige rechtfertigte durch ihren Inhalt die Einfügung an dieser Stelle, wo es sich darum handelt, wie Eigentumsrecht erworben wird an den verschiedenen Gütern.

Eine ganz kleine Emendation ergibt aber hier einen so vorzüglichen Sinn und beseitigt mit einem Schlage so einfach alle Schwierigkeiten, daß ich mich ihrer garnicht erwehren kann.

Nehmen wir an, für כל העושה מצוה אחת und וכל שאינו עושה מצוה אחת hätte die Abkürzung gestanden מצוה א׳ und das א׳ sollte nicht אחת, sondern ראשונה gelesen werden, so haben wir einen vorzüglichen Sinn. Die מצוה ראשונה, die erste מצוה in der Thora ist nämlich פריה ורביה die Pflicht, eine Frau zu nehmen. Der Sinn der Mischna ist nun einfach: Wer die erste מצוה (der Thora) erfüllt, dem wird gut getan etc.

Das wird noch wahrscheinlicher, wenn man den Spruch des R. Chanilai (Jebanoth 92b) hier vergleicht: כל שאין לו אשה שרוי בלא טובה וכו׳; das ist dann dasselbe, wie hier in der Mischna כל שאינו עושה מעוה ראשינה אין מטיבין לו וכו׳.

Damit hätte diese Mischna ihre ganz richtige Stelle da, wo von קירושין gehandelt wird, und die vorhergehenden 3 sind nur Anhängsel durch den gleichen Anfang mit כל.

Der Schluß dieser Mischna ist: כל שישנו במקרא במשנה ובדרך ארץ וכו׳ וכל שאינו לא במקרא ולא במשנה ולא בדרך ארק אינו מן הישוב. Zu דרך ארץ bemerkt Bertinoro

שאין משאו ומתנו בנחת עם הבריות, also in der Bedeutung von Anstand und Höflichkeit.

Wenn wir das מצוה אחת in מצוה ראשנה emendieren, so א liegt es dann sehr nahe, das דרך ארץ als „Ehe“ zu nehmen, was Sinn und Zusammenhang vereinfacht. Der Ausdruck ד"א für „Ehe“ ist ein der talmudischen Anschauung sehr geläufiger, was ja durch den Vers (Prov. 30, 19) דרך גבר בעלמה motiviert ist.

In diesem Sinne ist auch der Titel des Traktats דרך ארץ zu nehmen, der anfängt המקדש את האשה.

Nun finde sich Berachoth 8b: Rabban Gamliel sagt: „In drei Dingen liebe ich die Perser — sie sind צנועין באכילתן וצניעין בבית הפסא וצנועי׳ בדבר אחר. Zu דבר אחר bemerkt Raschi תשמיש. Meines Wissens kommt der Ausdruck דבר אחר für חזיר und ע"ז, aber nicht weiter für תשמיש vor.

Ich vermute darum auch hier, daß ursprünglich die Initialen ד"א für דרב ארץ gestanden haben, und דבר אחר sei nur eine falsche Lesung dieser Initialen.

Litteraturbericht.

Recensionen.

Alexander Pache, **Naturgefühl und Natursymbolik bei Heinrich Heine.** Leopold Voß, Hamburg. 164 S. 3,20 Mk.

Als ich nur die Ankündigung dieses Werkes las, fiel mir die Dankbarkeit des Stoffes ins Auge. Oft zeigt schon die Wahl des Gegenstandes den Meister, und ich konnte mir im Voraus etwas Gutes versprechen.

Verfasser sieht in der Betrachtung der Heineschen Naturdichtung ein Mittel, das Wesen des Dichters selbst vom neuen Standorte aus zu beleuchten. In der Tat zeigt uns das Verhältnis eines Menschen zur Natur den Menschen selbst. Pache erhielt die Anregung zu vorliegender Arbeit von Litzmann und fußt darin im Gegensatze zu den absprechenden Urteilen eines Gödeke auf Brandes, Bölsche, Legras und ihre klärende Tätigkeit, wie auf Vorarbeiten anderer neueren Forscher.

In der Natur sieht der Mensch sein Ebenbild und entnimmt aus ihr die Zeichen und Züge, die seine eigenen Stimmungen und sein Wesen versinnbildlichen. Daher steht Lied und Gesang stets mit Feld und Wald, mit Fluß und Meer, mit Wolken und Blumen in steter Verbindung. Gerade Heine bietet darin eine große Ausbeute, der Alfred Biese weder dem Umfang noch der Behandlung nach gerecht geworden ist.

Bei Heine finden sich klar gezeichnete Naturbilder neben nebelhaft verschwommnen, unbewußt empfundene neben bewußt gemachten, scharf berechnete neben frei und zwanglos ihm entströmenden. Dazu kamen noch bei Heine die in übermütiger Laune geschaffenen Naturbilder, die als neu ganz besonders wirken.

Heine hatte die Gabe, durch die innige Versenkung in die Natur, den Menschen, der doch nur ein Teil davon, tiefer zu begreifen und die gleichen überall waltenden Werdegesetze daraus zu erkennen, um so tiefer wird sein Einblick in die eigenen Stimmungen. Wenn Heine aus Zuständen der Unlust und Schlaffheit sich emporrafft, dann ist er besonders befähigt, Naturanschauungen in sich aufzunehmen. Die Erscheinungswelt fließt mit seiner Gemütswelt zusammen und so haucht der Dichter Allem seinen belebenden Odem ein. In der Einsamkeit oder mit Gleichgestimmten vereint, empfindet Heine dies stark, während es sonst zeitweise erlischt. Er ist nur imstande, den Augenblick zu schildern, nicht das All im Zusammenhang. Daher auch das Irrlichtern seiner Gedanken und seiner Empfindungen. Im Gegensatz zu ihm stehen die Großdichter, die, über das Einzelne erhaben, das Ganze gesetzmäßig im Zusammenhang sehen. Das gewaltsame Erneuern früherer Gefühle bringt das Gemachte und Schauspielernde so mancher Schilderungen hervor, die als Ergebnisse seiner Stimmungen auch an sich wahr dargestellt sind. So ist er der eigentliche Vater der neuesten Augenblicksbilder.

Unter solchen Voraussetzungen stellt Pache, dem Dichter durch die einzelnen Werke folgend, alle naturschildernden Bestandteile Heines dar und später sein Verhältnis zum schon vorhandenen Schrifttum, wobei besonders Klemens Brentano und Tiek hervortritt. Den Schluß bilden die Formen dieser Dichtungen, die Aehnlichkeit und der Gegensatz in dem Geschilderten, und die weiteren Nachweise für die in den Vorbemerkungen gegebenen Behauptungen.

Das nennt man liebevolle und dabei gründliche Behandlung. Das Aburteilen über Heine hat hier ebenso aufgehört, wie die einseitige Verhimmlung. Pache merkt das Große und das Geringere an Heine, das ernst Empfundene, wie das Gemachte. Er lehrt es uns aber aus Heines Zuständen verstehen und führt uns dadurch der rechten Würdigung des Vielverkannten näher. Aber seine Darlegung zeigt uns auch den Menschen überhaupt in Welt und Natur, da Heine doch auch nur Teil der Menschheit ist.

Wir bitten unsere Leser, durch Anschaffung des Werkes es dahin zu bringen, daß es sich, wie man zu sagen pflegt, selbst empfehle.

Predigtumrisse.

וארא (S. Raschi Anfang). Den Stammvätern erschien Gott nicht als der Ausführer der Glaubensverheißungen, sondern als ihr Verkünder.

Demnach waren diese der Zukunft lebenden Männer und Frauen gläubig. Hoffen schien ihnen mehr, als die Erfüllung bieten konnte.

Die Spätgeborenen wollen die Erfüllung sehen und zweifeln leicht, wenn sie nicht kommt. Wie lebten unsere Väter vor einem halben Jahrhundert! Und wir, umgeben von der Fülle der Genüsse, sind unglücklich und zweifeln.

Freuen wir uns des Errungenen und hören wir nicht auf zu streben. Möge Zufriedenheit uns erfüllen im Hasten der Jetztzeit, daß Gott nicht rufe: „O, um die Alten, die ich verloren, die nicht mehr sind!“

בא. Plage der Finsternis — Maß für Maß.

לא קמו איש מתחתיו. „Die Aegypter konnten sich nicht von ihrem Standpunkte erheben“, indem sie die Knechtung Israels für geschichtlich begründet ansahen, darum „sahen sie nicht das Angesicht ihrer Brüder“, sie erkannten sie nicht als Menschen, d. h. sie waren blind. „In den Wohnungen der Kinder Israel war es dagegen hell.“ Die Leidgeprüften waren eher geneigt, ihre Mitmenschen anzuerkennen, weil sie wußten, wie den Leidenden zumute ist.

Inhalt der Nummer I.

Wissenschaftliche Aufsätze: Habakuk — Nahum — Joel. Von Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal. (Fortsetzung.) — Zur Geschichte des „Schmone eszreh“-Gebetes. Von Dr. J. Goldschmidt-Frankfurt a. M. — Verhängnisvolle Initialen in Mischna und Talmud. Von Dr. J. Goldschmidt-Frankfurt a. M. — **Literaturbericht.** Rezensionen: Alexander Pache, Naturgefühl und Natursymbolik bei Heinrich Heine. — **Predigtumrisse.**

Verantwortlicher Redakteur: Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal in Preußisch Stargard.
Druck von Arthur Scholem, Berlin.

hat diese Skrupel nie empfunden und sich auch wohl selbst nie die Frage vorgelegt: „Was wird man nach der Lektüre meiner Erzählungen von den Juden denken?“ An-sky fragt nur nach der Wahrheit, und das ist bei ihm einfach ein Zug seines Talents; er ist von Hause aus aufrichtig und nüchtern, wie andere überschwenglich sind und zur Uebertreibung und Karrikatur neigen.

Uebrigens weisen die andern Völker der Menschheit genau dieselben Fehler wie die Juden auf. Der jüdische Wucherer ist hart gegen seine Schuldner, doch schon Saltjkow erzählte, daß der orthodoxe Kulak seinem andersgläubigen Kollegen noch etwas vorgibt.

Alles in allem schildert An-sky die Juden so, wie Maupassant zum Beispiel die Franzosen geschildert hat. Welche Schlußfolgerungen könnte man z. B. aus den Schilderungen Maupassants von den Franzosen ziehen! Und doch hat Tolstoi, als er sie gelesen, sofort erklärt: „Maupassant hat nicht alles geschrieben, was in Frankreich existiert, er hat das Gute ausgelassen, denn augenscheinlich könnte ein Land keinen einzigen Tag leben, wäre es nur von Leuten bevölkert, wie Maupassant sie geschildert hat“.

Dasselbe läßt sich auch von An-skys Erzählungen und den von ihm geschilderten Personen sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Sprechsaal.

Eingesandt.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Berlin N. 58, den 10. Januar 1905.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Gestatten Sie mir, Ihnen die folgende Angelegenheit zu unterbeiten mit der ergebenen Bitte, sie, wenn es Ihnen irgend angängig erscheinen sollte, im Sprechsaal Ihres geschätzten Blattes zu veröffentlichen und sie damit vor das Urteil Ihrer Leser zu bringen.

An den Arbeiten des im Mai 1902 gegründeten Vereins für jüdische Statistik habe ich von Anfang an, wie Ihnen sämtliche Mitglieder dieses Vereins bezeugen werden, einen regen Anteil genommen; ja, ich darf wohl behaupten, daß der größte Anteil der damals zur Ausführung gelangten wissenschaftlichen Arbeiten auf mich entfällt. Im September 1902 fragte ich bei Dr. Alfred Nossig, dem Vorsitzenden des Vereins, an, ob ich nicht eine Stellung als besoldeter Beamter des Vereins erhalten könne, worauf der genannte Herr mir schrieb: „Der Verein wird an die Anstellung entsprechend besoldeter Funktionäre erst dann gehen können, wenn seine Publikation erschienen ist, was unmittelbar bevorsteht. Natürlich würden Sie hierbei in erster Linie in Betracht kommen, da Sie von Anfang an an den Arbeiten des Vereins sich beteiligt haben“.

Im Dezember 1902 erhielt ich für eine besondere statistische Arbeit 20 Mark.

Im Januar 1903 ward ich ermächtigt, die Korrespondenz des Vereins, deren Führung mir nunmehr als Ehrenamt übertragen wurde, als Generalsekretär zu zeichnen. Im März 1903 ward mir auf einem Briefbogen des Vereins von Herrn Dr. Nossig attestiert, daß ich noch im Frühjahr 1903 mit einem festen Gehalt als Generalsekretär des Vereins angestellt werden würde.

Unausgesetzt war ich nun von Januar bis Juni 1903 für den Verein tätig (Korrekturlesen, Mitarbeit am 1. Band seiner Publikation 2c.), wofür ich im März 1903 ein Darlehen von 50 M. erhielt, das ich nach meiner Anstellung in monatlichen Raten wieder zurückzahlen sollte.

Im September 1903 ward zwischen Herrn Dr. Nossig und mir vereinbart, daß ich vom 1. Oktober ab ein Monatsgehalt von 30 M. erhalten solle.

In der Tat habe ich dieses am 1. November und 1. Dezember 1903 erhalten; aber schon am 1. Dezember 1903 ward mir erklärt, daß mit Rücksicht auf die schlechte Finanzlage des Vereins ich wieder unentgeltlich für den Verein tätig sein müsse; sobald der Verein finanziell sichergestellt sei, würde ich mit einem festen auskömmlichen Gehalt angestellt werden.

Am 20. Januar 1904 fand im Mönchshof (Charlottenstraße) eine große Mitgliederversammlung des Vereins statt, zu der ich gleichfalls die Vorbereitungen hatte treffen müssen.

Ich ward hier wieder als Generalsekretär (aber ohne Entschädigung) gewählt.

Nachdem dann noch mehrere Vorstandssitzungen über die Wahl von besoldeten Vereinsfunktionären stattgefunden hatten, erklärte mir Herr Dr. Nossig im Juli, daß bereits zwei Herren angestellt worden seien, und zwar mit einem Monatsgehalt von 200 bezw. 120 M. Ich würde zu gelegentlichen Hilfsarbeiten herangezogen werden.

Als ich dann Herrn Dr. Nossig interpellierte, wie es käme, daß zwei Herren als besoldete Funktionäre angestellt worden seien, von denen der eine bisher auf jüdischem Gebiet noch garnichts geleistet habe, erwiderte er mir ganz einfach, auf die Anstellung habe nicht er, sondern das neugebildete Kuratorium den entscheidenden Einfluß; ich würde aber bei den demnächstigen Arbeiten des Vereins ganz bestimmt als Hilfskraft verwendet werden.

Diese Handlungsweise des Vereins, der zwei Jahre lang meine Arbeitskraft unter fortwährenden Vertröstungen auf meine zukünftige Anstellung ausgenutzt hat, überlasse ich Ihnen, sehr geehrter Herr Redakteur, zur gefl. Beurteilung, und ich stelle Ihnen anheim bezw. bitte Sie von meinen Ausführungen den Ihnen als geeignet erscheinenden Gebrauch zu machen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ganz ergebener

Louis Leopold.

Jahrzeit.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Aschaffenburg, 8. Januar 1905.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Mit Bezugnahme auf die Notiz des Herrn Oskar Berlin im „Sprechsaal“ bemerke ich zur völligen Richtigstellung noch ergebenst, daß der 20. Tebeth jenes Jahres dem 26. Dezember heutigen Stils entspricht, da der gregorianische Kalender seit 1900 wieder um einen Tag vorgerückt ist — Im Jahre 4965 fiel Rosch haschanah auf den 28. August des damaligen bürgerlichen Kalenders. Hochachtend

ergebenst

S. Kuttner.

Literarisches.

Martin Langen: Von Falkenberg-Cohn. Lustspiel in einem Aufzuge. Verlag Albert Langen. München 1903.

Eine Satire auf den verschuldeten preußischen Adel sowohl wie auf gewisse Kreise der Judenheit. Die jüdischen Typen sind aber sämtlich verzeichnet, die ganze Handlung so erkünstelt und in einer so naiven Unkenntnis des Metiers geschaffen, daß das „Lustspiel" wertlos erscheint.

Arthur Schweriner: Der gute Ton im Hause Hillels. Lustspiel in einem Aufzug für Chanuka-Purim-Literaturvereins- und Hochzeitsfestlichkeiten. Berlin. Nathansen und Lamm. 1905.

Darüber schweigt des Sängers Höflichkeit.

Die Politik.

Das Verbot des Schächtens auf dem städtischen Schlachthof in Potsdam beschäftigte am Freitag wiederum die dortige Stadtverordnetenversammlung, und zwar bei Beratung einer neuen Schlachthofordnung. Der Magistrat hatte den im vorigen Jahre gefaßten Beschluß der Stadtverordneten zur Ausführung gebracht und eine neue Schlachthofsordnung vorgelegt, in welcher angeordnet wird, daß das Vieh nur nach vorheriger Betäubung geschlachtet werden darf. Da hierdurch das Schächten verboten wird, hatte der Vorstand der Potsdamer Synagogengemeinde an die städtischen Behörden das Ersuchen gerichtet, den Gemeindebeschluß vom 14. September 1892, demzufolge das Schlachten nur auf dem städtischen Schlachthof gestattet ist, aufzuheben und der jüdischen Gemeinde die Errichtung eines eigenen Schlachthauses, in welchem das Vieh geschächtet werden darf, zu gestatten. Der Magistrat verhielt sich hierzu ablehnend, weil er ein Bedürfnis nicht anerkannte, da von 442 Potsdamer Juden nur 34 Familien streng nach dem Ritual leben. Stadtv. Justizrat Dr. Friedländer bezeichnete diesen Standpunkt als eine Vergewaltigung seiner Glaubensgenossen, fand aber heftigen Widerspruch, da das Schächtverbot nur wegen der Tierquälerei erlassen sei. Der Antrag der Synagogengemeinde wurde abgelehnt.

* * *

Das Judengesetz von 1847. Einzelne jüdische und fast alle antisemitischen Blätter faseln von einer Agitation, die von „jüdisch-radikaler" Seite gegen das Gesetz vom 23. Juli 1847 eingeleitet werden solle. Leider trifft diese Ansicht nicht zu; denn bei der ganzen aufregenden „Agitation" handelt es sich lediglich um einen sehr interessanten, aber doch nur theoretischen Zeitungsartikel, den ein politisch isoliert stehender Jude in einem Berliner jüdischen Blatt veröffentlicht hat.

* * *

Ultramontaner Antisemitismus. Die „Augsburger Abendzeitung" erfährt aus gut unterrichteter Quelle, daß der am 9. und 10. Januar dort zusammentretende Delegiertentag der Zentrumspartei sich mit zwei sehr bemerkenswerten Anträgen des katholischen Volksvereins Traunstein zu befassen haben wird. Der eine Antrag verlangt nicht mehr und nicht weniger, als daß die bayrische Zentrumspartei in ihr Wahlprogramm den „Kampf gegen den zersetzenden Einfluß des Judentums auf das Volksleben" aufnehme, während der andere die Forderung nach öffentlicher und meistbietender Versteigerung der staatlichen Jagd- und Fischereireviere ausspricht, deren Erlös für ländliche und gewerbliche Wohlfahrtszwecke verwendet werden soll. Das Blatt bemerkt dazu: Man darf auf den Erfolg dieser radikalen Forderungen gespannt sein. Die Urheber dieser Anträge sind Freiherr v. Schorlemer und Rechtsanwalt Heeg.

Zentrum und Antisemitismus sind längst ebenso identische Begriffe wie konservativ und antisemitisch. Aber daß die Partei der Heim und Genossen, die geschworene Feindin der fortschreitenden Volksbildung, vom zersetzenden Einfluß des Judentums auf das Volksleben redet, gibt der Sache ihr humoristisches Haut-gout.

* * *

Wieder ein Einwanderungsverbot. Der Premierminister von Kanada, Mr. Laurier, erhielt ein Schreiben des Bürgermeisters von Montreal, in dem dieser staatliche Intervention beantragt zur Verhinderung der überhandnehmenden Einwanderung mittelloser Juden. In den letzten Wochen sind 1555 mittellose Juden in Montreal eingetroffen.

Nun ist den Aermsten der Armen nicht nur ganz Europa, sondern bald die ganze Welt gesperrt.

Wochen-Chronik.

Wochen-	Januar 1905	Schewat 5665	Kalender.
Freitag . . .	13	7	Sabb. Anf. 4,17.
Sabbat . . .	14	8	בא Sabb. Ausg. 5,7.
Sonntag . . .	15	9	
Montag . . .	16	10	
Dienstag. . .	17	11	
Mittwoch. . .	18	12	
Donnerstag . .	19	13	Sabb. Anf. 4,27.
Freitag . . .	20	14	בשלח, חמשה עשר
Sabbat . . .	21	15	Sabb. Ausg. 5,17.

Berlin, 6. Januar. (Heimstätte für jüdische Lungenkranke.) Der Gedanke, ein Heim für jüdische Lungenkranke zu gründen, ist seitens einiger Mitglieder der Armenkommission der jüdischen Gemeinde von neuem angeregt worden. Man will vorerst ein Provisorium für 20 bis 30 Betten schaffen und die Aufnahme auf männliche Patienten beschränken. Eine Unterkommission ist mit den ersten Vorarbeiten betraut worden, und sind Offerten von geeigneten Grundstücken in Berlins näherer oder weiterer Umgebung an den Vorsitzenden des Komitees, Herrn Hugo Heilmann, Oranienburgerstr. 33, einzusenden.

Frankfurt a. M., 9. Januar. (Gemeindetag.) Der X. ordentliche Gemeindetag findet am 12. und 13. Juni 1905 in Frankfurt a. M. statt. Auf die vorläufige Tagesordnung hat der Ausschuß in seiner Sitzung am 13. Juni d. J. folgende Gegenstände gesetzt: 1. Formalien und Bericht; 2. Gründung eines Gesamtarchivs der deutschen Juden; 3. Religionsunterricht und die damit zusammenhängenden Fragen; 4. Bezirksrabbinate; 5. Wanderbettelei und Arbeitsstätten; 6. Fürsorge für geistesschwache Kinder; 7. Satzungsänderungen; 8. Zusammenschluß üdischer Handwerkervereine; 9. Propaganda; 10. Religiöse Fürsorge für jüdische Strafgefangene; 11. Wahlen.

Zwickau, 10. Januar. (Neue jüdische Gemeinde.) Die neuerrichtete jüdische Gemeinde für die amtshauptmannschaftlichen

Bezirke Zwickau und Schwarzenberg errichtet hier eine Andachtsstätte. Die Gemeinde zählt ungefähr 180 Mitglieder.

Wien, 7. Januar. (Der nächste Zionistenkongreß.) Das große Aktions-Komitee, das augenblicklich hier tagt, hat bestimmt, daß der nächste Kongreß Ende Juli oder Anfang August stattfinden soll. An den Kongreß wird sich unmittelbar ein zweiter, außerordentlicher Kongreß anschließen, der über das bekannte Ostafrika-Projekt entscheiden wird.

Wien, 7. Januar. (Theodor Herzls Nachlaß.) Wie die „Welt" mitteilt, werden die unveröffentlichten zionistischen Reden und Essays Herzls zusammen mit den gedruckten Arbeiten zu einem Werk vereinigt, das den Titel führen wird: „Theodor Herzls sämtliche zionistische Schriften". Dieses Werk wird von Professor L. Kellner herausgegeben werden, der von Herzl testamentarisch zum Herausgeber des literarischen Nachlasses bestellt worden ist.

Jekaterinoslaw (Rußland), 6. Januar. (Neue Judenhetze.) Hier wurden unter der christlichen Bevölkerung massenhaft Proklamationen verbreitet, worin zur Vernichtung der Juden aufgefordert wird; denn diese seien schuld am Krieg und hätten den Minister des Innern, Fürsten Swjatopolk-Mirski, bestochen, damit er sich für sie verwende. — Wenn diese Nachricht auf Wahrheit beruht, so wird man wohl mit Recht annehmen können, daß höhere Personen die Hand im Spiel haben, die nach berühmten Mustern den Zorn des Volks über den unseligen Krieg auf die Juden ablenken möchten.

Standerton (Südafrika), 6. Januar. (Ein jüdischer Bürgermeister.) Herr Charles Landau wurde zum Mayor von Standerton gewählt. Auch Kapstadt hat in diesem Jahr einen jüdischen Bürgermeister.

Personalnachrichten und kleine Mitteilungen. Dem Rabbiner Dr. Kurrein in Teplitz ist der Titel Professor verliehen worden. — Herr Lehrer Schapira in Briesen feierte das 25jährige Lehrerjubiläum. — Herr Emmel in Ems feierte das 50jährige Jubiläum als jüdischer Religionslehrer. Aus diesem Anlaß wurde ihm der hohenzollernsche Hausorden mit der Zahl 50 verliehen. — Eine seltene Feier begeht am 23. d. M. der in Altona wohnende Rabbinatsassessor J. M. Cohn mit seiner Gattin, geb. Stern, nämlich das Fest der eisernen Hochzeit (65jähriges Jubiläum). Der Jubelgreis ist 98, seine Frau 85 Jahre alt. Beide erfreuen sich voller geistiger und körperlicher Frische.

Vakanzen. Religionslehrer und Vorbeter, per 1. April in Menden, Bezirk Arnsberg. Gehalt 1200 Mk. Offerten vom Vorstand erbeten.

Feuilleton.

Basche-Lea.

Skizze nach dem Jüdisch-Deutschen des **D. Pinsky.**

Wer kann so wie Basche-Lea die Waren ausrufen, die sie im Korb liegen hat?

Wenn Basche-Lea mit ihrer klangvollen, hellen Stimme beginnt: „Frische Eier, Zwiebeln — wie Marmelade, Petersilie, zuckersüße Aepfel, saftige Birnen hab ich" usw. — dann hört man's in der zehnten Gasse. So behaupten es wenigstens alle Marktweiber.

Allein, Basche-Lea schreit nicht so einfach in den Tag hinein, bloß um zu schreien. Nein. Ihr Ausrufen gleicht eher dem kunstvollen Singen des Chasan in der Schul. Es klingt so melodisch. Es ist so tonreich und variabel. „Es ist wie gedrechselt", meinen die Marktweiber. Und den Dienstmädchen wird dabei so wohl zu Mute, daß sie darüber fast ihre Bestellungen vergessen: sie wähnen sich wieder in Basche-Leas Stube und durchtanzen in Gedanken noch einmal die Quadrille des letzten Schabbes.

„Eine feine Ware!" winken die Weiber mit den Köpfen auf Basche-Lea, sobald diese ihren „Gesang" beendet. „Ja, ja, ein sauberes Ding!"

Basche-Lea genießt die Liebe aller ihrer Kolleginnen. Ja, diese tun sich sogar etwas zugute auf die „gesanglichen Leistungen" Basche-Leas. Ganz besonders seit dem Tage, wo der alte Pan Grinliewitsch, der schon einige Jahre infolge einer Lähmung der Beine zu Bett liegen muß, über die Stimme Basche-Leas derart in Entzücken geriet, daß er sich mit Aufgebot aller seiner Kräfte im Bett aufrichtete und mit lauter Stimme zum Fenster hinausrief: „Horch, was die Jüdin für ne schöne Stimme hat!" Auch gelächelt hatte er dabei. Er gedachte wohl der Zeiten, wo er, noch ein schneidiger Kavalier, zu den feurigsten Anbetern aller stimmbegabten Damen zählte, ob diese nun als Sterne erster Größe in der Oper glänzten, oder bloß als kleine Sternchen in irgend einem Café-Chantan . . .

Basche-Lea ist eine junge Frau von etwa 32 Jahren, mittelgroß. Sie trägt eine Perrücke, wie es das rabbinische Judentum vorschreibt; indeß würde ein Uneingeweihter diese für eigenes Haar halten: so schön sitzt sie ihr. Ihr Kleid ist alt und geflickt, aber tadellos sauber, und sitzt wie angegossen.

Einst war Basche-Lea sehr hübsch. Brünett, mit üppigem Haar und schwellender Brust! — Und heute? — Das Gesicht gelb und runzlig. Anstelle der früheren Anmutsgrübchen auf den Wangen — dicke Falten, die Zeichen vorzeitigen Hinwelkens. Nur die Augen haben noch ihr Feuer bewahrt, und ihre Lippen umspielt noch ein liebliches, frohes Lächeln. Und wenn sie mal schelmisch mit den Augen blinzelt, erhält ihr Antlitz ein so prächtiges Aussehen, daß ihre Freundinnen sich in jene Zeit zurückversetzt glauben, da Basche-Lea noch ein junges, mutwilliges Mädchen war.

„Ja, das war ein feuriges Ding!" sprechen dann ihre Freundinnen; „ein Blitzmädel!"

„Und was ist sie heute?" fragt mit einem vielsagenden Lächeln eine Händlerin.

„Basche-Leike!" antwortet eine zweite in einem Ton, als liege in diesem Deminutivum die völlige Erklärung dessen, was Basche-Lea jetzt sei.

Basche-Lea hat viele Artikel zu verkaufen, gleichsam um viel „singen" zu können. Man sieht sie stets mit einem Korb voll Eiern auf dem rechten Arm und einem mit Aepfeln auf dem linken, in Begleitung ihrer drei Kinder. Das älteste, ein Mädchen von zehn Jahren, trägt einen Korb mit Pflaumen und einen mit Petersilie, Mohrrüben und Rettig. Ihr folgt ihre siebenjährige Schwester, einen Korb voll Kohl mit beiden Händchen vor sich hinhaltend. Und geschlossen wird der Zug durch einen kleinen fünfjährigen Jungen, der um den Hals einen Kranz trägt von Zwiebeln — wie Marmelade.

Für Basche-Lea ist alles gangbare Ware. Kaum erscheint irgend ein neuer Handelsgegenstand auf dem Markt, so hört man ihn schon in Basche-Leas „Gesang" als neue Einlage.

Und immer paßt die Melodie zum Text; immer klingen die Töne „wie gedrechselt“, sagen die Marktweiber.

Von dem Eifer und der Unternehmungslust Basche-Leas erzählt man sich Wunderdinge. Noch nie hat man sie untätig sitzen sehen; sie ist immer auf den Beinen, immer auf der Suche nach irgend einem Verdienst; nach allen Seiten sendet sie ihre Blicke.

„Das ist Feuer und Flamme!“ spricht von ihr der ganze Markt.

* * *

Ganz anders verbringt sie jedoch den Sabbat und die Feiertage. Gleich nach dem Mittagessen räumt sie das Zimmer auf, wäscht ihre Kinder und kleidet sie an; darauf kleidet sie sich selbst um und wartet auf Besuch. Dieser besteht aus ihren Kundinnen, den Dienstmädchen aus nahen und fernen Straßen. Gewöhnlich erscheinen auch einige „Kavaliere“ — und nun geht das Tanzen los. Freilich ist es in dem kleinen und niedrigen Stübchen ein wenig eng, aber wer wird darauf achten! Man setzt sich auf die Bettstellen, auf den Tisch, aufs Fensterbrett, — nur um die Mitte des Zimmers frei zu lassen.

Dirigiert werden die Tänze von Basche-Lea selbst, die auch unter leiser Begleitung aller Tanzenden die passenden Melodien singt. Sie ist immer ein „Herr“ und führt die Damen wie ein echter „Kavalier“. Ihre Bewegungen und Wendungen sind so kühn, so lebendig, „daß man sich vor Verwunderung auf den Kopf stellen möchte“. So lautet das allgemeine Urteil.

Ihr Mann, der, wie er behauptet, vom Tanzen nichts hält, streckt sich auf dem Ofen aus, hält seinen kleinen Sohn neben sich und wendet, den Kopf auf die Hand gestützt, keinen Blick von seiner „Alten“. Er ist selig; sein Herz hüpft nur so vor Entzücken.

Und Basche-Lea wird immer lustiger, lebhafter, leidenschaftlicher. Sie kann keinen Augenblick ruhig sitzen. Sie hüpft, sie fuchtelt mit den Händen. Sie blinzelt mit ihren glänzenden Augen. Sie ringt und streitet mit jedem. — Da wird plötzlich von einer Seite der Wunsch geäußert, Basche-Lea möge den „Zigeuner“ tanzen. Dies Wort wirkt elektrisierend auf alle Anwesenden. Und mit stürmischen Bitten drängen alle auf sie ein, den „Zigeuner“ zu beginnen.

Und Basche-Lea läßt sich nicht lange bitten. Ja, häufig kommt es nicht mal zu einer Bitte. Schon die spontane Erinnerung an den „Zigeuner“ genügt manchmal, um Basche-Lea in eine fieberhafte Erregung zu versetzen, deren sie nicht eher Herr werden kann, als bis sie ihrem unbändigen, stürmischen Drange genüge getan hat . . .

„St! Platz da!“ ruft sie. Die Gäste schieben sich zur Seite, um der Tänzerin mehr Raum zu lassen, und diese stellt sich in einer Ecke des Zimmers hin, mit der einen Hand ihren Rock ein wenig hochhebend, mit der andern ein Tuch über dem Kopf haltend. Noch eine kühn-zuckende Achselbewegung, ein leichtes Schwenken des Tuches — und nun beginnt sie, die Melodie vor sich hinsingend, den Tanz der Zigeuner . . .

Wild-verwegen ist der Zigeunersang. In ihm hört man das ganze unruhige, abenteuerliche Zigeunerleben. Bald erbraust er stoßartig-stürmisch, gleich dem Wind, der durch die freie, weite Steppe dahinsaust, die zeitweilige Heimat des unstäten Zigeuners, bald flüstert er wie das wahrsagende Zigeunerweib, das aus den Karten die Zukunft verkündet, dann wird er stärker und stärker und brüllt wie der Bär, der an der Kette des Zigeuners tanzt, jetzt aber fällt der Ton und klingt so geheimnisvoll leise, gleich der vorsichtigen Beratung der Zigeuner vor einem Pferdebiebstahl, und nun schwillt er wiederum an und dröhnt und stampft, als ob tausend Menschen den Dieb verfolgten, der mit der Schnelligkeit eines Pfeils auf dem gestohlenen Pferde über die Steppe dahinfliegt.

Aber wilder noch und zügelloser ist der Zigeuner-Tanz. Er gleicht dem Wirbelwind, der über die weite, endlose Steppe dahineilt, unaufhaltsam, ganze Sandhügel vor sich hertreibend.

Und kunstvoll, mit der höchsten Vollendung tanzt Basche-Lea diesen Zigeunertanz. Die Gäste können ihre Blicke nicht von den Füßen der Tänzerin losreißen, sie vermögen ihren Bewegungen kaum zu folgen, und mit größerem Staunen, immer höherem Entzücken zucken die Achseln der Zuschauer.

„Ah, ah! Wahrhaftig, als ob der Teufel in ihren Füßen steckte!“ ruft jemand aus.

„Wahrhaftig der Teufel!“ bekräftigen die anderen.

Aber nun ist sie zu Ende. Ermüdet sinkt sie auf einen Stuhl, und von allen Seiten wird sie durch Applaus und Bravorufen belohnt.

„Nun, wie gefällt euch mein Altchen? was?“ ruft der Gemahl vom Ofen herab, mit liebevollen Blicken und glücklichem Lächeln seine Frau betrachtend. — —

Wenn die Dunkelheit hereinbricht, hören sie mit dem Tanzen auf. Es wird plötzlich still. Die Gäste nehmen alle ihre Plätze ein. Man bereitet sich anscheinend auf etwas vor. . . . Basche-Lea wird singen. Alle Augen sind auf sie gerichtet; Bitten werden laut: Der verlangt nach diesem, jener nach einem andern Liede. Und Basche-Leas Augen funkeln, ihr Antlitz glüht, doch ist ihr Blick jetzt ernst, gedankenvoll, ja wehmütig-melancholisch. Sie steht mit einem fast trübseligen Lächeln in der Mitte des Zimmers und schaut auf die Gäste, — aber sie denkt nicht an sie — sie sieht sie nur wie durch einen Nebel.

„Nun aber still, ihr losen Dinger!“ spricht sie endlich, und aus ihren halb geöffneten Lippen löst sich der erwartete Ton — das Konzert beginnt.

Sie singt gewöhnlich traurige Lieder. „Ein lustiges Lied will mir nicht aus der Kehle“, pflegt sie zu sagen. Ihr Gesicht wird immer düsterer, ernster und schwermütiger, das Lächeln schwindet von ihren Lippen. Die Wangen sind flammengerötet, und die Augen glänzen so mild, so sanft . . .

Sie vergißt alles um sich, wie traumverloren geht sie von einem Ort zum andern. Und ihre Stimme wird immer lauter und heller, und immer rasender wogt ihre Brust auf und nieder. Und es ist ihr so schwer ums Herz, und es drängt sie immer lauter, immer kräftiger zu singen, und sie glaubt, es werde etwas eintreten bei ihrem Gesang, sie werde sich dann so wohl, so glücklich fühlen.

Und ihre Lieder, sie erzählen von unglücklicher Liebe, von des Weibes Lohn und dem Elend des Lebens. Sie selbst aber denkt an ihr freudloses Dasein, das reich an Entbehrungen ist, an Kummer und Sorgen. Erinnerungen werden wach und ziehen an ihrem geistigen Auge vorüber: eine bunte Reihe mannigfaltiger Bilder, an Düsterkeit und Trübsal einander überbietend. Einzelne dieser Bilder sind von so packender Schaurigkeit, daß Basche-Lea am ganzen Körper erbebt und ihre Stimme zu zittern beginnt. Aber sie rafft sich zusammen, sie singt wieder laut und immer lauter, um die Schauer und Schrecken aus ihrer Seele zu bannen. Ob ihr das gelingt? — Hier entsteht vor ihr das Bild eines Kindes! Und daneben drängt sich ein zweites Bild hervor: das zeigt ein hungriges, schmutziges, vernachlässigtes Kind. Und sind doch beide Bilder mit einander identisch. Zeigen doch beide die kleine Basche-Lea! . . . Dort ein Kind, wie die Natur es geschaffen hat — und hier das arme Opfer der Not und des Elends! — Und was singt nun Basche-Lea?

Die Töne sind leise, schmelzend, bebend; sie erzählen von den Vorgängen, die sich in der Seele der Sängerin abspielen. Und wiederum sind es andere Bilder, die vor Basche-Lea auftauchen. Sie sieht sich als Köchin im Hause eines reichen Mannes, vor dessen Zudringlichkeit sie sich nicht zu bergen weiß. Aber schnell möchte ihre Phantasie über diese peinliche Erinnerung hinweghuschen — und die Gäste gewahren am Gesang ein steigendes Tempo . . .

Und wie nun Basche-Lea weiter daran denkt, wie froh und unverzagt, wie frisch und lebendig sie einst gewesen, — da wird sie von Wehmut und Aerger zugleich ergriffen, sie weiß nicht warum, — und ihre Stimme wird immer leiser, immer leiser, als ob sich die Sängerin schämte. —

Und einmal, da hatte Basche-Lea in großer Gefahr geschwebt: ihr drohte Gewalt! Und wiederum beginnt die Stimme zu zittern und zu schmelzen; die Sängerin weint wohl! . . .

Und rasch durchlebt Basche-Lea nun in Gedanken ihr ganzes ferneres Leben. Da ist die Liebe, die sich, ihr selbst unbewußt, in die Seele schleicht. Dann die glücklichen Stunden, die sie mit ihrem Freunde auf dem Hausflur verbringt, wenn sich alle im Hause zur Ruhe begeben haben, und dann der Hochzeitsabend, an dem sie sich so überaus glücklich fühlte, daß sie sogar ein munteres Lied anstimmte. Und endlich die schweren Jahre des Ehestands, die bittere Not, das Leben „von der Hand in den Mund".

Die nunmehr völlig hereingebrochene Dunkelheit stimmt die Sängerin immer trauriger und trüber . . .

Und alle ringsum sind wie verzaubert, wie zu Stein erstarrt. Man wagt sich nicht zu regen, man wagt kaum zu atmen.

Das siebenjährige Töchterchen lehnt sich an die Kniee irgend eines Mädchens, stützt mit beiden Händen ihren kleinen Kopf und läßt keinen Blick von der Mutter. Ihr kleines Gesichtchen ist gerötet, ihre Augen glühen, und das kleine Herz schlägt ungestüm in der kleinen Brust.

Im Sommer, bei geöffnetem Fenster, erklingt Basche-Leas Stimme weithin durch die arme Gasse.

An den Türen und Toren der baufälligen Häuschen sitzen die armen Einwohnerinnen des Gäßchens, die Köpfe auf die Hände gestützt; leise stimmen sie mit ein in den Gesang Basche-Leas, und sie haben weder die Lust noch die Kraft, sich von ihrem Platz zu erheben, sich von Basche-Leas bezaubernden Gesang loszureißen, der auch in ihnen schmerzliche Erinnerungen wachruft.

Aber gegenüber, in der finsteren Betstube der Schneider, verrichtet man gerade das Abendgebet. In der Stube ist es noch dunkel, und die Gemeinde betet unter dem Einfluß der melancholisch stimmenden Dämmerung, andächtig und innig. Doch da mit einemmal tönt der Gesang Basche-Leas herüber — und die Andacht ist gestört. Die Gedanken der Betenden verwirren sich, ihre düsteren Züge klären sich auf, das eifrige Hin- und Herbewegen des Körpers läßt nach, und die Lippen öffnen und schließen sich immer langsamer. Nur der fromme Rabbi bleibt standhaft; er reibt sich die Stirn, um die bösen Gedanken zu verscheuchen. Er ruft laut: „Na was ist denn das!" Die Worte wirken ernüchternd auf die ganze Gemeinde. Man rafft sich zusammen, man beginnt wieder inbrünstig zu beten, den Körper hin- und herbewegend. Aber das Herz, das bleibt wie zusammengeschnürt.

Noch ein hoher, langgedehnter Ton erklingt, und dann wird's still. Basche-Lea hat ihren Gesang beendet. —

Die Gäste atmen tief auf. Es entsteht ein Geräusch, — Stimmen werden laut, — man lobt die Sängerin:

— „Ei, das war gesungen!"

— „Ist das eine Stimme!"

— „Ja, das nenn ich ein Weib!" —

Nur das kleine Töchterchen läuft zur Mutter hin, umschlingt ihren Hals und schmiegt sich an sie so derb, so fest . . .

„Mutter, ich liebe dich so sehr", ruft sie mit dem ganzen Feuer kindlicher Zärtlichkeit.

Und der Mann kriecht vom Ofen herunter und fragt mit tränenbebender Stimme: „Nun, was sagt ihr zu meinem Altchen? was?"

Basche-Lea lächelt von neuem.

Brief- und Fragekasten.

Frankfurter Zeitung: In Ihrer Nummer vom 3. Januar 1905 findet sich folgendes Inserat:

> „Für jungen Kaufmann, 25 Jahre, katholisch, von tadellosem Ruf, stattlich und schön, von angesehenster Familie einer Großstadt Süddeutschlands, Mitinhaber einer bedeutenden Firma, wird eine wohlerzogene häusliche Dame gesucht mit einer Mitgift von Mark 100—150 000 zum Einschuß in altbewährtes Geschäft. Israelitin, die bereit wäre, sich taufen zu lassen, nicht ausgeschlossen."

Wir glauben, daß der junge Mann für 200 000 Mark auch eine ungetaufte Israelitin (schönes Wort!) nehmen und für 250 000 Mark selbst zum Judentum übertreten würde.

Staatliche Auszeichnung. Auf der im Oktober v. Js. in Posen stattgehabten allgemeinen Ausstellung für Hotelwesen, Volkshygiene, Kochkunst, Armeeverpflegung, Gastwirtschaft und Volksernährung erhielt die Maggi-Gesellschaft wieder die höchste Auszeichnung, nämlich die silberne Staatsmedaille von Sachsen-Koburg und Gotha sowie die goldene Ausstellungs-Medaille.

Helft doch!

Ein aus guter jüdischer Familie stammender gebildeter Mann ist durch betrügerische Manipulationen seines eigenen Glaubensgenossen um Lohn und Brot gebracht worden und dadurch in bittere Not geraten.

Um den Aermsten, der infolge der erlittenen seelischen Qualen zur Zeit nervenkrank ist, vor augenblicklicher Not zu schützen, bittet der Unterzeichnete alle diejenigen Glaubensbrüder, die noch Menschengefühl im Herzen haben, sich an dem Rettungswerk zu beteiligen und zu helfen, ehe es zu spät ist. Unterstützungen bitte an den Unterzeichneten zu senden.

Bücherrevisor Cohn,
Berlin S.W., Hagelsbergerstr. 5 I.

Verantwortlich für Redaktion, Verlag und Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstraße 3.